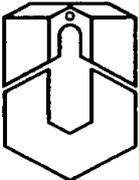


IMIS

Institut für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien

IMIS-BEITRÄGE

Heft 2 / 1996

UNIVERSITÄT  OSNABRÜCK

IMIS-BEITRÄGE

Heft 2, März 1996

Herausgegeben vom
Institut für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
der Universität Osnabrück

Redaktionsanschrift:
IMIS / FB 2
Universität Osnabrück
D - 49069 Osnabrück
Tel.: (+49) 0541/969-4384
Fax: (+49) 0541/969-4380

ISSN 0949-4723

Die IMIS-BEITRÄGE umfassen Projektergebnisse des Instituts sowie Vorträge am Institut. Sie erscheinen in unregelmäßiger Folge und werden z.Z. kostenlos abgegeben.

Autobiographie im Dialog

Wilma A. und Georg G. Iggers

über jüdische Kindheit und Jugend
in Deutschland und Böhmen
und über ihre Emigration 1938

Inhalt

Klaus J. Bade

Vorwort 3

Georg G. Iggers

Eine Kindheit in Deutschland:
Erinnerungen 1926 - 1938 5

Wilma A. Iggers

Eine jüdische Kindheit und Jugend in Böhmen
und die Emigration 1938 13

Autorenhinweise 29

Vorwort

Von Klaus J. Bade

Unsere Freunde Prof. Dr. Georg G. Iggers und Prof. Dr. Wilma Iggers, geb. Abeles, sind gerngesehene Gäste an der Universität Osnabrück. Beide haben dort wiederholt Gastvorträge gehalten - Georg G. Iggers im Fach Neueste Geschichte, Wilma Iggers im Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft.

Am 24. Mai 1995 waren beide wieder gemeinsam in Osnabrück. Eingeladen hatten Prof. Dr. Klaus J. Bade (Neueste Geschichte/IMIS), Prof. Dr. Magdalene Heuser (Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft: Projektbereich Literatur von Frauen/Frauen in der Literatur) und Prof. Dr. György Széll (Fachbereich Sozialwissenschaften/IMIS).

Georg G. Iggers sprach am späten Nachmittag zum Thema 'Marxismus und Geschichtsschreibung nach dem Ende des Realsozialismus'. Der Abend galt einer gemeinsamen historischen Spurensuche unter dem Titel: 'Jüdische Kindheit und Jugend in Böhmen und Deutschland bis zur Emigration 1938: Autobiographie im Dialog'.

Die Wege von Georg G. Iggers und Wilma Abeles in die Emigration in die Vereinigten Staaten und nach Kanada begannen beide im weiteren Zusammenhang des historischen Datums 'München 1938'. Wilma und Georg kannten sich nicht zur Zeit ihrer Jugend in Deutschland und Böhmen. Sie begegneten einander erst in der Emigration, als graduate students an der Universität Chicago.

Beide haben - Georg G. Iggers als Historiographie-Historiker, Wilma Iggers als Germanistin und Kulturhistorikerin - ideengeschichtliche und kulturhistorische Brücken zurück nach Deutschland und Europa geschlagen - in die Zeit vor der nationalsozialistischen Barbarei und darüber hinweg bis in die Gegenwart:

Das gilt für Wilma Iggers z.B. mit ihren Werken über Karl Kraus (1967), die Juden in Böhmen und Mähren (1986 deutsch, 1993 englisch), 'Josef Seligmann Kohn. Der jüdische Gil Blas' (1993) und 'Women of Prague. Ethnic Diversity and Social Change from the 18th Century to the Present' (1995).

Georg G. Iggers hat, neben anderen Schwerpunkten, Geschichte und Geschichtsschreibung der Deutschen von der Frühen Neuzeit bis ins vereinigtes Deutschland nach 1990 verfolgt und die deutsche Historiographie in verschiedenen Standardwerken teils für sich, teils im europäischen Kontext analysiert - von seinem Standardwerk 'Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart' (1971) über seine 1978 auch in deutscher Sprache erschienene 'Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft' bis hin zu 'Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang' (1993), um nur einige seiner in viele Sprachen übersetzten Werke zu nennen.

'Autobiographie im Dialog' gibt sensible Einblicke in die frühen Lebenswege zweier Emigranten, die ihre deutsche und böhmische Heimat 1938 verließen, ohne ihr den Rücken zu kehren. Seit den frühen 1960er Jahren waren und sind beide wieder sehr häufig zu langen Forschungsaufenthalten in Europa und insbesondere in Deutschland. Georg G. Iggers hat seit 1995 neben dem amerikanischen auch wieder einen deutschen Paß.

Der Historiker und die Germanistin sprechen hier als Zeitzeugen privat. Eine historiographische Einordnung ihrer autobiographischen Skizzen soll hier nicht versucht werden. Wir hoffen statt dessen, daß das Osnabrücker Gespräch über 'Autobiographie im Dialog' unseren Freunden weiterer Anstoß sein möge für das Bemühen um eine umfassendere Autobiographie.

Osnabrück, im Januar 1996

Klaus J. Bade

Eine Kindheit in Deutschland: Erinnerungen 1926 – 1938

Von Georg G. Iggers

Ich muß von Anfang an betonen, daß meine Kindheit in vieler Hinsicht nicht typisch für die jüdische Jugend in Deutschland war. Ich bin am 7. Oktober 1938, knappe fünf Wochen vor der Pogromnacht, mit meinen Eltern emigriert und dadurch von den schlimmsten Phasen der Verfolgung, der Verschleppung und der Vernichtung verschont geblieben. Aber auch vor der Emigration habe ich als Kind in Hamburg den rabiaten Antisemitismus wenig zu spüren bekommen, im Gegensatz zu vielen meiner Altersgenossen in anderen deutschen Städten. Das soziale Milieu, in dem ich aufwuchs, entsprach nicht dem gehobenen Bildungsbürgertum, mit dem sich viele der Untersuchungen über das deutsche Judentum beschäftigt haben, war aber vielleicht doch nicht uncharakteristisch für viele der deutschen Juden.

Was ich hier schildere, erhebt keinen Anspruch auf sozialwissenschaftliche Analyse. Es beruht auf den subjektiven Erinnerungen meiner Kindheits-erfahrungen, die jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen.

Ich wurde am 7. Dezember 1926 in Hamburg in einer jüdischen Familie geboren, die sich subjektiv als gutbürgerlich und gebildet betrachtete, obwohl weder mein Vater noch meine Mutter eine höhere Bildung genossen hatten und ihre ökonomische Existenz prekär war. Im Bücherschrank in der guten Stube standen die deutschen Klassiker und Shakespeare, zum Teil Geschenke zur Barmitzwah (Konfirmation) meines Vaters. Diese Bücher wurden nie aufgeschlagen. Meine Eltern besuchten sehr selten Theater oder Konzerte. Der Familienname, den meine Eltern nach unserer Ankunft in den USA in 'Iggers' änderten, war 'Igersheimer'; und anscheinend kam die Familie meines Vaters ursprünglich aus dem kleinen Ort Igersheim bei Bad Mergentheim, wo meine Urgroßeltern eine Gemischtwarenhandlung hatten. 1870 oder 1871 ist die

Familie nach Frankfurt umgesiedelt, wo mein Großvater eine Kaufmannslehre gemacht haben muß und ein Bankgeschäft eröffnete, das so klein war, daß es mit einer anderen Bank einen Laufburschen teilte und kurz vor seinem Tode 1913 bankrott machte.

Über die Familie meiner Großmutter weiß ich nichts, vermute aber, daß sie aus ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen kam. Meine Großeltern waren streng orthodox und gehörten der Breuerschen Gemeinde in Frankfurt an, die sich von der allgemeinen Kultusgemeinde getrennt hatte und ihre eigenen Schulen unterhielt, in die mein Vater ging.

Mein Vater, Jahrgang 1894, verließ mit 15 Jahren als einjährig Freiwilliger die Schule und wurde in der Bank Beer-Sontheimer als Kaufmann ausgebildet. Trotz der intensiven Ausbildung in Torah, Talmud und Gemara, die das Auswendiglernen betonte, wußte er sehr wenig über jüdische Religion, Geschichte und Tradition, das über das Rituelle hinausging, hielt aber bis in die frühen Jahre seiner Ehe an den orthodoxen Gebräuchen fest. Er hatte keine Begeisterung für den Ersten Weltkrieg. Seine Kriegserlebnisse, von denen er mir erzählte, erinnerten an den braven Soldaten Schwejk - was ich ihm als Kind übelnahm und wofür ich später vollständiges Verständnis hatte.

Politisch war mein Vater betont bürgerlich und Demokrat, ohne sich aktiv politisch zu betätigen, und stimmte von 1919 bis März 1933 für die DDP bzw. nach 1930 für die Staatspartei. 1919 wurde er Angestellter in einer chemischen Firma, Wolf Netter & Sohn in Ludwigshafen, und übernahm 1921 die Leitung der Hamburger Filiale dieser Firma. 1925 machte er sich selbständig, heiratete und hatte bis zum Börsenkrach 1929 einen bescheidenen Erfolg als Metallmakler an der Börse. Danach faßte er nie wieder richtig Fuß, obwohl meine Eltern mit der Unterstützung von Freunden und Verwandten krampfhaft einen bürgerlichen Stil aufrechterhielten.

Mein Großvater mütterlicherseits, Max Minden, war bis kurz vor seinem Tod, als er auch in finanzielle Schwierigkeiten geriet, ein erfolgreicher Kaufmann, der Agrarprodukte en gros aus Rußland nach Deutschland und England importierte. Die Familie übersiedelte im frühen 18. Jahrhundert aus Minden nach

Altona und später nach Hamburg. 1889 heiratete er meine Großmutter, die aus einer Oppenheimer Kaufmannsfamilie stammte, und zog mit ihr nach Hull, dem Sitz seiner englischen Filiale, wo mehrere der elf Kinder geboren wurden. 1904, kurz nach der Geburt meiner Mutter, kehrte die Familie nach Hamburg zurück.

Meine Mutter machte die Mittlere Reife in einem Hamburger Lyzeum, arbeitete kurz in einem Büro und heiratete mit 21 Jahren meinen Vater. Sie hatte wenig jüdische Erziehung, betrachtete sich aber als Jüdin und führte in den ersten Jahren ihrer Ehe den Haushalt gemäß den jüdischen Regeln, was meine Eltern aber sehr bald aufgaben. Wir feierten aber immer die jüdischen Feiertage, nie Weihnachten, und verbrachten den Sabbatabend häufig bei der Schwester meines Vaters und ihrem Mann, einem Fellhändler, der auf mich einen tiefen Eindruck machte und durch den ich zum ersten Mal jüdische Religiosität kennenlernte.

Ihr ältester Sohn machte 1933 noch das Abitur, wurde kurz danach wegen linker politischer Betätigung verhaftet, emigrierte nach Holland, war nach 1940 im Widerstand aktiv und wurde später verschleppt. Die beiden jüngeren Kinder waren überzeugte Zionisten, denen es dann auch gelang, zu emigrieren - nach Palästina. Von den Geschwistern meiner Mutter traten vier zum Christentum über, zwei davon wurden Mitglieder der Christian Science. Eine Schwester heiratete einen rechtsradikalen Nationalisten, der 1933 in die NSDAP eintrat und dem es eine Zeitlang gelang, die jüdische Herkunft seiner Frau zu verheimlichen.

Im April 1933, am Montag nach dem Judenboykott vom 1. April, wurde ich in der Volksschule für Knaben in der Knauerstraße in Eppendorf, dem Hamburger Stadtteil, in dem wir wohnten, eingeschult. Die Mehrheit der Kinder kam aus Arbeiterfamilien. Von den ungefähr 35 Schülern waren die Väter von rund 15 Kindern arbeitslos. Von Antisemitismus bekam ich in der Schule nichts zu spüren. Wenn es eine Trennungslinie gab, so war es die zwischen den acht bürgerlichen Kindern, von denen vier Juden waren, und den proletarischen. Ich war aber vollkommen in die Klasse integriert und hatte ein gutes Verhältnis zu unserem Klassenlehrer, Fritz Pohle, Jahrgang 1904.

Der Umschwung von 1933 machte sich aber sehr schnell bemerkbar. Jeden Montag mußten wir, auch die jüdischen Schüler, auf dem Schulhof das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied singen, während die Hakenkreuzflagge gehißt wurde und der Direktor eine politische Ansprache hielt. Von Herrn Pohle bekamen wir viel vom Idealismus der Jugendbewegung mit, wir sangen, turnten, spielten Fußball, marschierten in der Umgebung von Hamburg mit Wimpeln und pilgerten nach Friedrichsruh, der Heimstätte Bismarcks. Pohle, der zu jung war, um den Krieg mitgemacht zu haben, sprach viel über das Kriegserlebnis, die Erniedrigung Deutschlands durch das 'Versailler Diktat', die Erneuerung Deutschlands unter dem Nationalsozialismus, aber er machte nie antisemitische oder rassistische Bemerkungen. Als ein neues Kind aus Flensburg gegen mich als Juden hetzte, solidarisierten sich meine Mitschüler mit mir.

Ein Beispiel dafür, wie wenig sich die Kinder einen Begriff von der Nazi-Judenpolitik machen konnten: Als sich mein zehnter Geburtstag näherte, redeten mehrere Mitschüler auf mich ein, mich zum Jungvolk zu melden und nicht zu erwähnen, daß ich Jude sei. Das bedeutete aber nicht, daß diese Kinder, deren Eltern einst Sozialdemokraten oder Kommunisten waren, nicht vom Nationalsozialismus begeistert waren. Dennoch wurde ich mir sehr rasch meiner Außenseiterstellung als Jude bewußt: durch den 'Stürmer', der in Schaukästen auf der Straße aushing, durch die sich mehrenden Schilder 'Juden unerwünscht', zuerst in Läden, dann aber auch in Einrichtungen, die uns als Kinder näher lagen - wie z.B. Schwimmbädern und Kinos.

Einmal wurde ich auf der Straße von einer Gruppe uniformierter Hitlerjungen überfallen, mit Messern bedroht und verprügelt. Die ständige Hetzpropaganda in den Medien hat mich als Kind schmerzhaft berührt. Dazu kam eine wachsende Unsicherheit; auch ich war mir der Ausschaltung der Juden aus dem wirtschaftlichen Leben (obwohl mein Vater noch arbeitete), der Nürnberger Gesetze und der Verhaftung von Bekannten bewußt. So vollzog sich in meinem Bewußtsein der Übergang vom patriotischen Deutschen, der sich ganz mit den Kindern in der Schule und dem Lehrer identifizierte, zum nationalen und religiösen Juden.

Das wachsende jüdische Bewußtsein war charakteristisch für einen breiten Kreis der jüdischen Jugend in Deutschland. Mit sechs Jahren, also 1933, erhielt ich privaten Religionsunterricht, der mich faszinierte. 1934 verbrachte ich den Sommer in einem jüdischen Ferien-Tageslager, wo ich mit jüdischen Gleichaltrigen in Kontakt kam. Die Kinder in dem religiös orientierten Lager, das ich auch 1935 und 1936 besuchte, kamen meistens aus ärmeren jüdischen Familien. Dort wurde ich mir bald bewußt, daß es auch eine jüdische Unterschicht gab. Um ungefähr dieselbe Zeit fing ich an, in den zionistischen 'Bar Kochba' Turnverein zu gehen. Ich ging auch zunehmend mit meinem Onkel in den Gottesdienst.

Mit der Zeit kam ich mir in der Volksschule immer mehr als Außenseiter vor, weil meine Eltern bürgerlich waren und ich gern Arbeiterkind gewesen wäre, aber auch im Kontakt mit jüdischen Kindern, weil meine Eltern weder religiös noch Zionisten waren. Es gab Ähnlichkeiten zwischen den Einflüssen, die von der Volksschule ausgingen, und dem jüdischen Milieu: In beiden spielte das Erbe der Jugendbewegung eine bedeutende Rolle.

Meine Erfahrung mit der jüdischen Religion war anders als die der älteren Generation oder die, von der meine Frau eben gesprochen hat. Für mich war es nichts Muffiges, sondern etwas Lebendiges. Judentum bedeutete für mich Zionismus und Zionismus die Rückkehr zu einfacheren Lebensformen, von den Städten weg auf das Land, vom Schreibtisch zum Ackerbau und Handwerk, von den Formen einer bürgerlichen Lebensweise zu der kameradschaftlichen Gemeinschaft des Kibbuz. Ich habe heute noch die Hefte, in denen ich 1936, im Alter von neun Jahren, Zeitungsartikel und Fotografien über Palästina sammelte.

Ich fing an, die orthodoxen Gebräuche zu befolgen. Teilweise war dies Konformismus, eine Anpassung an die jüdischen Kinder, mit denen ich in Kontakt kam. Für meine Eltern war das in vieler Hinsicht peinlich, weil ich jetzt auch darauf bestand, koscher zu essen, was zu einer Zeit, als das Schächten verboten war, sehr schwierig war. Bis zu einem bestimmten Grad waren meine Eltern bereit, mir entgegenzukommen; so begannen wir wieder den Freitagabend zu

feiern. Meine Eltern erlaubten aber nicht, daß ich im Chor der Bornplatzsynagoge sang, was mich besonders enttäuschte, nicht nur weil ich leidenschaftlich gern im Chor gesungen hätte, sondern auch, weil ich ein Taschengeld bekommen hätte, das meine Eltern nicht ersetzen.

Im Oktober 1936 kam ich in die 'Talmud Torah', die jüdische Knabenschule. Meine Schwester wurde im April 1936 gleich in die jüdische Mädchenschule eingeschult. Oktober 1936 war schon spät; wenige jüdische Kinder gingen noch in allgemeine Schulen. Herr Pohle versicherte meinen Eltern, daß sie, solange er in der Knauerstraße Lehrer sei, sich keine Sorgen um mich machen müßten. Ich wollte aber zu der Zeit in die jüdische Schule, weil ich jetzt mit jüdischen Kindern zusammen sein wollte. Mit meinen alten Schulkameraden war ich weiter befreundet. Auch die Leute, mit denen wir täglich in unserer Nachbarschaft in Kontakt kamen, besonders der Hausmeister und seine Frau, die mich häufig in ihren Schrebergarten mitnahmen, waren freundlich. In mancher Hinsicht fühlte ich mich in der Talmud Torah weniger wohl als in der Volksschule. Der Unterricht war phantasieloser; die Lehrer meistens unpersönlicher, der Druck größer.

Im Herbst mußten wir Kinder in der vierten Klasse dann die Ausleseprüfung für die Oberschule machen. Diese Prüfung schuf eine soziale Trennung zwischen denen, die die Prüfung bestanden, und denen, die sie nicht schafften. Beide gingen im selben Gebäude weiter in die Schule. Die beiden Gruppen organisierten sich lose, es kam zu gelegentlichen Prügeleien auf dem Schulhof; ich war der einzige von denen, die in der Oberrealschule aufgenommen worden waren, der sich mit den Volksschülern solidarisierte.

Ich beteiligte mich jetzt aktiv im Bar Kochba, obwohl ich ein schlechter und ängstlicher Sportler war. Aber ich war ein leidenschaftlicher Wanderer. Obwohl es meine Eltern strengstens untersagten, gehörte ich heimlich einem jüdischen Jugendbund an, der religiös und zionistisch war. Wir wanderten, sangen und hatten Diskussionsveranstaltungen - eine davon, an die ich mich sehr gut erinnern kann, mit Oberrabbiner Carlebach. Es ist schwer, sich heute vorzustellen, wie sehr wir als Zehnjährige uns damals mit Politik, Religion und Weltanschauung beschäftigten. Unser Ziel war Palästina, 'Eretz Yisrael'.

Zu dieser Zeit wuchsen die Spannungen zwischen mir und meinen Eltern. Sie hatten ihre Wurzeln wahrscheinlich weniger in unterschiedlichen sozialen und religiösen Anschauungen als, wie ich jetzt vermute, in der problematischen Beziehung zwischen Eltern und Kind. Im Dezember 1937, kurz nach meinem 11. Geburtstag, schickten meine Eltern mich in das Israelitische Waisenhaus und Erziehungsheim in Esslingen am Neckar.

Nach dem ersten Schock der Verstoßung empfand ich das Heim als eine große Erleichterung. Die Schule war einerseits orthodox, andererseits in ihren Erziehungsmethoden überraschend progressiv. Der Leiter der Schule war Theodor Rothschild, der 1899 sehr jung das Heim übernommen hatte, er suchte - wie ich später aus Unterlagen ersah, sehr bewußt - jüdische Religiosität mit Reformpädagogik zu verbinden. Im Heim lebten ungefähr vierzig Jungen und zwanzig Mädchen; viele kamen aus ärmlichen Verhältnissen. Ein kameradschaftliches Verhältnis bestand zwischen den drei jungen Lehrkräften, zwei männlichen und einer weiblichen, und den Kindern. Kost und Unterkunft waren spartanisch.

Der Unterricht wurde mit praktischer landwirtschaftlicher oder handwerklicher Arbeit verbunden: Wir wurden auf die Emigration vorbereitet. Hier war auch noch viel vom Geist der Jugendbewegung lebendig. Wir wanderten und sangen viel - wie auch schon in Hamburg - deutsche, jiddische und vor allem ältere und neuere hebräische Lieder. Zionismus war Jugendbewegung. Die Zukunft der jüdischen Jugend, wie wir sie damals sahen, lag nicht in den intellektuellen oder kommerziellen Berufen, sondern in Handwerk und Landwirtschaft.

Ende August 1938 brachten mich meine Eltern zurück nach Hamburg; fünf Wochen später emigrierten wir in die USA. Meine Eingliederung dort war sicherlich schwieriger als die der meisten meiner Altersgenossen. Ich ging in die USA mit Vorbehalten, denn ich wollte ja nach Palästina. Nach einem kurzen Aufenthalt in New York zogen wir im Januar 1939 nach Richmond (Virginia), der alten Hauptstadt der Südstaaten, wo ich den Rest meiner Kindheit verbrachte.

Vieles gefiel mir in Richmond. Der Umgang der Menschen untereinander war viel spontaner und weniger gezwungen als in Deutschland. Der Streß in der

Schule war geringer, und die Schule kam mir viel humaner vor als die, die ich in Hamburg besucht hatte. Richmond als Stadt mit seinen Einfamilienhäusern und vielen Parkanlagen war mir sympathischer als das großstädtische Hamburg.

Als jemand, der mit den Idealen der Jugendbewegung aufgewachsen war, war mir aber vieles in Amerika fremd, die Konsumgesellschaft und das mangelnde Interesse der meisten meiner Mitschüler an politischen und sozialen Problemen. Mich störte der Anti-Intellektualismus vieler meiner Lehrer, obwohl es unter ihnen beachtliche Ausnahmen gab, und das allgemein niedrige Niveau des Unterrichts. So gelang es mir, die High School mit 15 statt in den normalen 17 oder 18 Jahren und das College in zwei statt den üblichen vier Jahren zu absolvieren. Ich fand auch sehr schnell Schulfreunde, mit denen ich mich gut verstand.

Mich schockierte von Anfang an die Behandlung der Schwarzen. Meine Lehrer hingegen, die so viel von amerikanischer Demokratie redeten, betrachteten meine kritische Einstellung zur Rassendiskriminierung als Undankbarkeit gegenüber meiner neuen Heimat. Von Richmond ging ich dann 1944 an die Universität Chicago, um dort mein Promotionsstudium aufzunehmen. Dort lernte ich meine Frau kennen, mit der ich jungverheiratet 1950 nach Little Rock im Bundesstaat Arkansas zog, wo wir an einem schwarzen College unterrichteten, zu dem wir heute noch enge Beziehungen haben, und uns in der Bürgerrechtsbewegung aktiv beteiligten.

Ich fühlte mich sehr rasch meiner amerikanischen Heimat eng verbunden, aber mein Verhältnis war immer ein kritisches in sozialen wie in politischen Fragen, z.B. des Vietnamkrieges, und ist es heute noch. Ich bin mir der großen gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten in einem Land bewußt, in dem die nichtweiße Bevölkerung zwar die Gleichberechtigung vor dem Gesetz errungen, in dem sich das tägliche Leben aber für viele dramatisch verschlechtert hat. Dennoch schätze ich die Toleranz und den Multikulturalismus, denen ich in meiner amerikanischen Umwelt begegnet bin und die es mir ermöglicht haben, mich am amerikanischen Leben kritisch zu beteiligen, ohne mich zu zwingen, meine europäischen Wurzeln aufzugeben.

Eine jüdische Kindheit und Jugend in Böhmen und die Emigration 1938

Von Wilma A. Iggers

Ich bin in Mirschikau, in einem Dorf geboren, das sich sowohl zum Böhmerwald als auch zum Egerland zählte.

Meine Mutter stammte aus Waldmünchen in Bayern, gerade jenseits der Grenze, aber ihre Eltern waren böhmische Juden, Großmutter mehr deutsch, Großvater mehr tschechisch. Mein Vater war Pächter eines Trauttmansdorffschen Guts, das aber 1925 durch die Bodenreform enteignet wurde. Damals wurden deutschen Adeligen Güter genommen und z.B. Mitgliedern der Tschechischen Legion für ihre Verdienste auf alliierter Seite im Ersten Weltkrieg gegeben. Dabei verloren auch wir unser lebendes und totes Inventar. Wir zogen dann in die zehn Kilometer von Mirschikau entfernte, 3.000 Einwohner zählende Bezirksstadt Bischofteinitz und wohnten dort im Haus meines vor kurzem verstorbenen Großvaters. Mein Vater pachtete Neuhof und Untermedelzen, ein anderes Trauttmansdorffsches Gut, acht Kilometer von Bischofteinitz entfernt. 1931 kaufte er das Gut, aber das war nicht er allein, sondern die Kompanie Abeles & Popper. Die Kompanie war wahrscheinlich wichtiger für mich als mein Elternhaus.

Das kam so: 1889 heiratete mein Großvater Richard Abeles aus Hochlibin bei Kralowitz meine Großmutter Mina Popper aus Rejkowitz, einem chodischen Dorf¹ ganz in der Nähe von Taus. Meine Großeltern wohnten anfangs zusammen mit meinen Urgroßeltern und vermutlich einer Anzahl von deren jüngeren Kindern am Dorfplatz von Hochlibin, das Haus steht heute noch. Meine Großmutter schrieb ihren Eltern in einem noch erhaltenen Brief, daß sie Sehnsucht nach zu Hause hatte - wie man bei uns sagte, "es war ihr bang", und so entschloß sich ihr Bruder Pepi zu einem großzügigen Schritt: Obwohl er der

¹ Die Choden sind ein tschechischer Volksstamm, der sich seine alten Traditionen, sprachlichen Eigenheiten usw. besonders stark erhalten hat.

Wohlhabendere war, bot er seinem Schwager Richard an, mit ihm "Kompanie" zu machen. Das hieß, den beiden Familien würde alles gemeinsam gehören, und jede Familie lebte vom Ertrag der gemeinsamen Landwirtschaft. Das Ehepaar Richard und Mina Abeles zog in die Nähe der Poppers, auf den Hammerhof, wo auch ihr erstes Kind Olga geboren wurde. Vor der Geburt meines Vaters 1896 pachtete die Kompanie dann das Gut Hlas, eine Einöde bei Bischofteinitz. Von Anfang an wurde aus einer gemeinsamen Kasse gewirtschaftet. Man war sparsam und fleißig, unterstützte zwar arme Verwandte, gab aber keinen Heller unnütz aus.

Glücklicherweise waren die beiden Familien symmetrisch. Sie hatten je eine Tochter, die eine Mitgift bekommen mußte, und je zwei Söhne, die nach ihren Vätern die landwirtschaftliche Tätigkeit übernahmen. Mein Vater heiratete als erster Elsa Ornstein aus Waldmünchen, die er in der chaotischen Nachkriegszeit einfach über die Grenze "paschte", d.h. schmuggelte. Wenig später heiratete sein Cousin Hugo Popper Martha, die Schwester meiner Mutter, und fast zur selben Zeit heiratete Vaters Bruder Leo Ida Eckstein aus Blisowa (1,5 km von Hlas). Als letzter heiratete Onkel Alois Popper Hedda, geb. Eckstein, die Schwester von Tante Ida, also wieder ganz symmetrisch. Jedes der vier Ehepaare war für einen Hof verantwortlich, aber alles gehörte allen gemeinsam. Im Ganzen funktionierte es gut, auch wenn mein Vater die wichtigsten Entscheidungen traf, und es auf nicht sehr ausgeprägte Weise zwei Parteien gab - die der Ornsteintöchter und die der Ecksteintöchter. Aber wir gehörten zusammen.

Wir alle - bis auf Onkel Alois und Tante Hedda, die im Saazer Hopfengebiet wohnten - gehörten zur Bischofteinitzer jüdischen Gemeinde. Es waren ungefähr zwölf jüdische Familien; dazu kamen noch einige weitere aus umliegenden Dörfern. Außer zum jüdischen Neujahr und zum Versöhnungstag ging man nur in den 'Tempel', wenn jemand 'Jahrzeit' hatte, d.h. den Todestag eines nahen Verwandten, aber da war es schon schwer, die dazu nötigen zehn Männer zusammenzutrommeln. Der 'Tempel' war eine Gebetsstube im ersten Stock eines Hauses in der Bräuhausgasse. Unten wohnte Familie Klauber, die einzige wirklich arme jüdische Familie, und Herr Zwetschkenbaum, unser Vorbeter, solange er unverheiratet war.

Wir gehörten zum deutschsprachigen Bürgertum von Teinitz. Fast alle Tschechen waren meist seit dem Krieg neu zugezogene Beamte, die ihre eigenen Kreise bildeten. Es gab aber auch deutsche Beamte, angefangen vom Bezirkshauptmann, und die Beziehungen zwischen den Nationalitäten schienen bis weit in die dreißiger Jahre keine Probleme zu verursachen. Mein Vater traf sich manchmal mit Bekannten im Wirtshaus, meine Mutter mit 'Damen' beim Zuckerbäcker Jung; und alle, auch die Onkel und Tanten, die in der Nähe von Teinitz, in Hlas und Blisowa wohnten, gingen am Fasching zu den Bällen - zum Maskenball, zum Feuerwehrball usw. Aber der Kontakt zu Verwandten war für meine Eltern zumindest ebenso wichtig. Die weiter entfernt verheirateten Schwestern meiner Eltern kamen mit ihren Familien zu Besuch, zum Teil für den ganzen Sommer. Es kamen aber auch ihre Cousins und Cousinen, Tanten, Onkel und später, in der Nazizeit, auch Juden aus Deutschland. Außerdem verkehrten meine Eltern mit jüdischen Gutsbesitzern aus der weiteren Umgebung und z.B. den Salzens, Ziegeleibesitzern aus Staab auf dem Weg nach Pilsen. Geselligkeit gab es auch im Sommer in der Talermühle, auch Schwimmschule genannt, und auf dem Tennisplatz. Unter den Tennispartnern meiner Eltern erinnere ich mich besonders an zwei Ehepaare: Stabskapitän Müller, einen Deutschen und dessen jüdische Frau, und Kapitän Melan, einen Tschechen, auch mit jüdischer Frau.

1927 kam ich in die deutsche Volksschule. Ich hatte nie jüdische Mitschülerinnen - nur später im tschechischen Gymnasium einen Mitschüler, aber der fiel am Ende der Quarta durch. Was ich in Teinitz von deutschem Antisemitismus gespürt habe? Eigentlich wenig. Wenn uns etwas vom Gros der Bevölkerung trennte, dann war es unser bürgerlicher Lebensstandard, aber der war bei den deutschen Ärzten, Bankbeamten und Geschäftsleuten ähnlich. Vielleicht haben wir etwas besser gegessen, was damit zu tun hatte, daß wir den Hof hatten - aber auch mit dem Kult, den die Abelesens mit gutem Essen getrieben haben.

Antisemitismus erlebte ich bei den Buben, die in die deutsche 'Knabenschule' gingen, die an unser Haus grenzte. Auf meinem Schulweg traf ich jeden Tag Hunderte von ihnen, sechs bis vierzehn Jahre alt, und öfters malträtierten sie mich wirklich. Einmal, als ich in der ersten Klasse war, schnitt mich einer mit dem Messer in die Oberlippe, so daß ich blutete. Meine Mutter beschwerte sich

beim Lehrer, aber anstatt sich den Schüler vorzunehmen, sagte der nur: "Wissen Sie, ihre Tochter ist auch kein Täubchen." Warum dergleichen meiner Schwester Marianne, die zwei Jahre jünger war, oder meiner Kusine Hanne, die zeitweise bei uns wohnte, nicht passierte, vermag ich nicht zu sagen.

Ich werde oft gefragt, ob meine Freundinnen christlich oder jüdisch waren: Es gab fast keine jüdischen Familien im Alter meiner Eltern. Ihre Altersgenossen waren meist unverheiratet, weggezogen oder kinderlos - aber das wäre ein anderes Thema, über das es sich vielleicht lohnen würde, zu schreiben.

Bevor ich in die Schule kam und zusammen mit Marianne von unserem Kindermädel spazierengeführt wurde, war meine beste Freundin die Tochter eines Bankbeamten; aber während der ganzen fünf Jahre in der Volksschule war es die Haberzettl Ilse, mit der ich dadurch zusammengeführt wurde, daß wir beide vom katholischen Religionsunterricht befreit waren, sie als die einzige Protestantin und ich als Jüdin. Auch für uns war Religion kein Thema. Haberzettls mußten so wie fast alle Sudetendeutschen 1946 das Land verlassen, obwohl sie als Sozialdemokraten bekannt waren. Wie heute sehe ich noch Ilses Mutter als eine von den letzten beiden Teinitzer Sozialdemokraten am 1. Mai 1938, hinter dem Umzug von Hunderten, vielleicht Tausenden von Nazis, an unseren Fenstern vorbeimarschieren. Später habe ich auch erfahren, daß Ilses ältere Schwester Erna, die 1944 einen sozialdemokratischen Fallschirmspringer beherbergt hatte und von der Gestapo verhaftet wurde, nach ihrer Verhaftung Selbstmord verübt hat.

Später, als ich ein Jahr in die tschechische 'Bürgerschule' ging, war meine beste Freundin Hilde Liebscher, die Tochter des Bezirkshauptmanns, von der erwartet wurde, daß sie, obwohl Deutsche, als Tochter eines hohen Beamten in die tschechische Schule ging. Zweimal wöchentlich gingen wir in den sozialdemokratischen deutschen Arbeiterturnverein turnen. Das hatte nicht nur damit zu tun, daß dies der einzige Turnverein war, in den ich gehen konnte - ich identifizierte mich auch mit ihm. Wir waren Sozialdemokraten, nur am 1. Mai durfte ich nicht mit ihnen marschieren; da gab es immer Kämpfe und besonders meine Mutter wollte nicht, daß ich als die Tochter des in Teinitz sichtbarsten Arbeitgebers mich so sehr mit den Arbeitern identifizierte.



Die Auswanderergruppe unter Leitung des Vaters von Wilma Abeles am 12. November 1938, ihrem ersten Tag in Kanada, auf einer Farm in Ontario: ganz links im Bild Wilma Abeles; in der linken Bildhälfte, im hellen Regenmantel, der Vater Karl Abeles; zweite von rechts die Mutter Elsa Abeles; achte von rechts, stehend (mit den dunklen Knöpfen) die Schwester Marianne Abeles.



Wilma und Georg G. Iggers zur Zeit ihre Lehrtätigkeit an der afro-amerikanischen, fast ausschließlich von schwarzen Studierenden besuchten Dillard University, New Orleans, 1957-60. In der Universitätssiedlung waren sie die einzigen Weißen.



Portraitphoto von Wilma und Georg G. Igers 1990 an den Niagara-Fällen, einem beliebten Urlaubsziel der Familie Igers (Aufnahme Alexander von Plato).

Meine Mutter war eine intelligente Frau mit mehr Schulbildung als damals üblich war: Sie hatte am Pilsener deutschen Lyzeum maturiert und dann auch an der Prager deutschen Handelsakademie. Ihre Lektüre suchte sie sich in meiner Kindheit aus dem Angebot der Büchergilde Gutenberg aus. Sie hatte einen gewissen Standesdünkel, der sonst nicht zu ihr paßte, z.B. zu ihrem wirklich sehr ausgeprägten Humor.

Ich glaube, ich habe von meinem Vater unter vielem anderen das Bewußtsein übernommen, daß es uns gut gehe, und daß wir es zu schätzen wissen sollten; und daß die Leute, die wir vom Suchana Teich aus sehen konnten, schwer auf den Feldern arbeiteten. Es war die Idee meines Vaters, daß wir - meine Schwester und ich - in den letzten beiden Jahren je eine Woche jeden Tag zehn Stunden beim Garbenbinden helfen mußten. Von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends, für denselben Lohn wie die Tagelöhner, mit zwei Stunden Mittagspause, weil die Frauen ja ihre Familien versorgen mußten und einen weiten Weg hatten.

Bis 1935, als meine Großeltern nach Teinitz zogen, fuhren wir oft zu ihnen nach Waldmünchen. Der Ort war nur eine Stunde mit dem Auto von Teinitz entfernt und gleich groß, aber die Atmosphäre war ganz anders. Der Dialekt war anders, die katholische Kirche spielte dort eine viel größere Rolle, und Waldmünchen mutete überhaupt altmodischer an.

Meine Großeltern waren als junges Ehepaar nach Waldmünchen gezogen und hatten dort ein Gemischtwarengeschäft. Sie wohnten im ersten Stock. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß sie es anfangs in Waldmünchen nicht leicht hatten. War es, weil sie Juden waren, die einzigen weit und breit, oder weil sie 'Zugreiste' waren, oder vielleicht weil Großvater eine etwas tschechische Aussprache hatte?

Großmutter war die eigentlich Gesellige in der Familie und verkehrte mit den Beamtenfrauen, der Frau des Apothekers und mit Frau Silberhorn, die nicht weit von meinen Großeltern entfernt ein Schnittwarengeschäft hatte. Zu den Hohen Feiertagen fuhren meine Großeltern nach *Cham* in die Synagoge. Dort besuchten ihre Töchter - 'meine Mädeln', sagte Großmutter - den jüdischen

Religionsunterricht, denselben wie Karl Stern, der später in Kanada ein bekannter katholischer Konvertit wurde.

Nachdem ich das fünfte Schuljahr beendet hatte, wurde beschlossen, daß ich ins tschechische Gymnasium nach Taus - in Teinitz gab es keines - gehe. Da ich aber kein Tschechisch konnte, wurde ich vorher für ein Jahr in die tschechische Bürgerschule geschickt. Gleichzeitig hatte ich tschechischen Privatunterricht bei slečna (Fräulein) Koptová, einer pensionierten Lehrerin, aus einer der ganz wenigen alteingesessenen tschechischen Familien.

Ungefähr als ich in die Bürgerschule kam, ließ ich mir die Zöpfe abschneiden. Der Grund dafür war, daß ein junger Mann, in den ich mich mit zwölf Jahren verliebt hatte, sagte, daß er mich nie liebhaben würde, wenn ich sie mir nicht abschneiden ließe. Er bemerkte natürlich nachher nichts davon, aber mein Lehrer aus der deutschen Schule sah es wohl und sagte, als ich ihn einmal traf: "Jetzt bist Du kein deutsches Mädel mehr".

Unter den vielen Teinitzer Deutschen gab es seltsamerweise keine Gymnasialisten, wohl aber immer einige tschechische. Ich hätte wohl in Pilsen wohnen und dort in ein deutsches oder tschechisches Gymnasium gehen können, aber das haben wir nie ernstlich in Betracht gezogen.

Wir lernten auch unterwegs für die Schule. Besonders erinnere ich mich an die Redeübungen, die wir in einiger Entfernung vom Bahnhof probten. Manchmal unterhielten wir uns auch auf Lateinisch und amüsierten uns über die neugierig zuhörenden Mitreisenden. Manchmal war ich auch die Zielscheibe antisemitischer Bemerkungen der anderen - diesmal tschechischen - Teinitzer Schüler, die denselben Schulweg hatten.

Einige Jahre war mein Klassenlehrer Professor Záštera - unsere Lehrer wurden Professor genannt -, den ich sehr schätzte und mit dessen Frau, einer sehr bekannten Byzantinistin, ich bis zu ihrem Tod vor wenigen Jahren befreundet blieb. Er verübte in der Nacht nach dem Münchener Abkommen Selbstmord.

Aber mein Lieblingslehrer war Professor Lochmann. Wir alle verehrten ihn. Leben, Wissen und Denken waren bei ihm auf seltene Weise ineinander integriert. Als ich Anita, meine Freundin von unserem gemeinsamen Schulweg, 1966 zum ersten Mal wiedersah, erzählte sie mir von ihrem Besuch bei Lochmann im Krankenhaus kurz vor seinem Tod. Er hatte von dem Unrecht gesprochen, das den Sudetendeutschen durch die Vertreibung angetan worden war.

Aber bei weitem nicht alle unsere Lehrer waren Respektspersonen. Es gab unter ihnen auch unauffällige Menschen, lächerliche Figuren, andere, die Schülern ('Studenten' genannt) gegenüber aufsässig waren, ungerechte, langweilige. Von einem muß ich mehr erzählen, weil er keine Mühe scheute, mich kaputt zu machen. Er hieß Nepauer und unterrichtete Deutsch. Gleich in der ersten Stunde sagte er, daß in der Klasse eine Jüdin sei, und daß entweder sie gehen müßte oder er. Von dem Augenblick an verfolgte er mich und fand bei mir Fehler, wo keine waren. Er war auch sonst eigenartig: Nicht nur war er der einzige katholisch religiöse unter den Professoren, er sprach auch während des Unterrichts davon. Das wirklich Extreme an ihm war, daß er überzeugt war, daß er einen sechsten Sinn hatte und Ereignisse voraussagen konnte. Was er wohl meinte, als er sagte: "Ihr alle haßt die Deutschen, aber ihr werdet sie noch lieben?" Im Gymnasium waren außer mir noch ungefähr sechs andere jüdische Schüler, aber er konzentrierte seinen Haß nur auf mich. Viel später hörte ich, daß er eine Mitschülerin von mir heiratete; sie ließ sich aber bald von ihm scheiden, und er landete in der Irrenanstalt.

Am Donnerstag hatten wir keine Schule, aber Religionsunterricht, solange ich in der Volksschule war. Der Religionsunterricht wurde von Herrn Zwetschkenbaum für alle jüdischen Kinder aus Teinitz und Umgebung gemeinsam abgehalten. Herr Zwetschkenbaum war 1914 als 14jähriger Flüchtling aus Galizien gekommen und blieb als einziger in Teinitz, als die anderen in ihre Heimat zurückgingen. Er beeindruckte wahrscheinlich jeden, der ihn kennenlernte, als gescheiter, charaktvoller Mensch. Ich weiß nicht, wann er bei uns Vorbeter und Religionslehrer wurde, und ob es technisch richtig war, daß er als Rabbiner bezeichnet wurde. Von seinem Einkommen von der jüdischen Gemeinde konnte er nicht leben, und so handelte er nebenbei mit Bettfedern und Häuten, die dann

zu Leder verarbeitet wurden. Später hatte er auch eine Teilzeitstelle als Buchhalter bei Abeles und Popper.

Herr Zwetschkenbaum war, abgesehen von einer alten Tante, der einzige orthodoxe Mensch, den wir kannten. Er war sehr angesehen, trotz der Vorurteile, die es sonst gegen Ostjuden gab. Besonders seit er bei uns angestellt war, führten wir lange Gespräche, vor allem über Zionismus, aber auch über Orthodoxie. Bestimmt hoffte er, mich zu bekehren, aber er war kein guter Lehrer, weder in der Religionsstunde noch bei uns in der Kanzlei. Er erklärte mir, daß man zuerst die Gebote einhalten, d.h. am Sabbath nicht arbeiten und koscher essen müsse, und daß der Glaube dann von selbst käme. Das leuchtete mir nicht ein, und so habe ich es nicht ausprobiert. Von der Orthodoxie hat er mich nicht überzeugt.

Mit dem Zionismus war es anders, auch weil ungefähr zur gleichen Zeit ein junger Mann aus Wien kam, um bei Onkel Leo in Blisowa die Landwirtschaft zu erlernen und dann nach Palästina zu gehen. Er hieß Hans Stein und hatte gerade maturiert. Ich war vierzehn, er war achtzehn. Es war eine Freundschaft, und sie blieb bestehen, auch nachdem Hans zu Onkel Alois nach Wakowitz geschickt wurde - ich vermutete immer, daß er weggeschickt wurde, weil wir gemeinsam Freud lasen, was meiner Mutter nicht ganz geheuer war.

Hans sprach mit mir auch über Zionismus; der leuchtete mir ein; ich sah ihn als Bemühung um eine Heimstätte für Juden, die anderswo unerwünscht waren und einen absolut anständigen, gerechten Staat gründen wollten, frei von all dem Unnatürlichen, das Großstädte, Häufung von Industrie usw. mit sich brächten. Alle Bilder, die man von Palästina sah, zeigten braungebrannte, gesunde Menschen ohne Krawatten und in Sandalen. Männer und Frauen arbeiteten gemeinsam. Daß Araber, falls es dort solche gäbe, voll und ganz dazugehörten, war mir selbstverständlich.

Ein jüdisches Mädchen aus Teinitz, die Kahler Gretl, war der einzige Mensch, von dem ich wußte, daß sie - sehr gegen die Wünsche ihrer Eltern - schon vor 1930 nach Palästina gegangen war und in einem Kibbuz lebte. Ich lernte sie und ihre beiden kleinen Töchter, die nur hebräisch konnten, bei ihrem einzigen

Besuch in Teinitz kennen, und wir korrespondierten dann miteinander bis zu unserer Auswanderung.

Obwohl Herr Zwetschkenbaum so begeistert von Palästina sprach, machte er keine Anstalten hinzuziehen. Auch meine Gedanken darüber, wenn man sie so nennen kann, waren äußerst vage. 1938, als die Auswanderungspläne unserer Gruppe immer konkreter wurden, sträubte ich mich, nach Kanada mitzugehen. Aus Solidarität mit den Tschechen dableiben, egal wie die Sudetenkrise gelöst wird, war mir plausibel. Nach Palästina auszuwandern auch, aber zu Kanada hatte ich keine innere Beziehung; und bevor ich die Matura gemacht hatte, wollte ich schon gar nicht weg. Also sträubte ich mich. Aber um ehrlich zu sein: gegen den Willen meines Vaters wäre ich nicht dageblieben. Darüber, daß der Nationalsozialismus uns auch bedrohen könnte, begannen wir uns erst nach dem Anschluß Österreichs Sorgen zu machen.

Hinter unserem Haus lag der Hof, eingerahmt von einem Stall, einer großen Scheune, einem Schuppen, der Bäckerei und Kanzlei, einer kleinen Arbeiterwohnung, dem Misthaufen, der Pumpe, einem Vorgärtchen, der Waschküche, dem Kühlhaus, dem Garten und dem Hoftor. Meine Eltern hatten beschlossen, einen Teil des Wirtschaftsgebäudes als Zimmer für Marianne und mich ausbauen zu lassen. Am Montag nach dem 13. März 1938 sollte mit den Arbeiten begonnen werden, aber nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich wurde das abgesagt. Im Mai schickte meine Mutter die guten Silberbestecke zu einem Verwandten ins Innere Böhmens. Mir schien das ganz überflüssig; die Tatsache, daß mein Vater zur selben Zeit in Neuhof automatische Tränken für die Kühe einbauen ließ, zeigte doch, daß wir nichts zu befürchten hatten.

Von Auswanderung wurde bei uns zum ersten Mal konkret im Juni 1938 gesprochen. Emil Lederer, ein Freund, der im stärker industrialisierten Nordböhmen lebte und darum wohl einen stärkeren Eindruck von den einheimischen Nazis hatte als wir, erzählte uns von einem mit ihm befreundeten sudetendeutschen Sozialdemokraten, der nach Kanada - Neu Schottland - ausgewandert sei und ihn animiert habe, auch hinzukommen. Ich glaube, daß bei der Besprechung, die bei uns stattfand, fast alle 39, die dann gemeinsam auswanderten, versammelt waren. Es wurde beschlossen, daß mein Vater und Karl Schleissner

nach Kanada fahren und sich nach Einwanderungsmöglichkeiten umsehen sollten.

Sie setzten sich mit der Canadian Pacific Railway (CPR) in Verbindung, die als Einwanderungsbehörde für Kanada fungierte und ihren Vertreter nach Neuhoﬀ schickte. Der war vom Gut und von meinem Vater gleich begeistert; und unter den Leuten, die ich kannte, waren viele von ihm mehr begeistert als vom Lieben Gott. Er empfahl den Immigrationsbehörden, man möge uns und allen, die mein Vater als gute Landwirte empfehlen würde, die Einwanderung gestatten.

Wie antisemitisch Kanada damals war, und wie wenigen Juden es bis zum Ende des Krieges gelang, dort einzuwandern, zeigt das sorgfältig dokumentierte Buch von Troper und Abella 'None Is Too Many'. Der Titel ist der Wortlaut der Antwort des damaligen kanadischen Einwanderungsministers Blair auf die Frage, wie viele Juden Kanada aufnehmen solle.

Ich werde immer wieder gefragt, ob unsere Gruppe nur aus Juden bestanden habe: Ein Cousin hatte eine katholische Frau, und außerdem kam auch Arnold Schmoker mit, der Sohn unseres Vieh-Fachmanns. Er war Schweizer im doppelten Sinn, nach Herkunft und Beruf.²

Mein Vater beschloß, je eine Familie von Landwirten mit einer anderen, die Geld im Ausland hatte, zusammenzustellen. Das war notwendig, denn abgesehen von den Kosten der Überfahrt mußte jede Familie ein Minimum von 1.000 kanadischen Dollar als Anzahlung für eine Farm haben. Eigenes Geld im Ausland aber hatte keiner von uns Landwirten. Es war übrigens auch verboten. Meinem Vater gelang es nur, einige Perserteppiche nach England zu schmuggeln. Für den Erlös bekam jeder der Kompagnons \$ 300 und mein Vater überließ den anderen seinen Anteil - ich glaube, um sagen zu können, daß er, allein auf sich gestellt, den Weg nach Kanada auch ohne einen Cent geschafft habe.

² Schweizer: Landwirtschaftlicher Beruf in der Milchwirtschaft (auch Melker bzw. Melkermeister).

Meine Mutter wendete ein: "Und was ist, wenn einer von uns eine Blinddarmoperation braucht?" Mein Vater antwortete, daß wir keine brauchen würden und hatte wieder einmal recht. Krank war man übrigens bei uns nicht. Krank wurden angeblich nur Hypochonder, Leute, die sonst nichts zu tun haben, eventuell Städter. Wenn ich meinen Arm hob und sagte, daß er weh tue, "wenn ich so mache", wurde mir nur der Rat erteilt: "Dann mach halt nicht so".

Aber zurück zu den Beratungen: Meinem Vater war "mies vor Kanada". Er verspürte keine große Lust, dorthin zu gehen und hatte zugleich gehört, daß Frankreich Farmer brauche. So wurde beschlossen, daß er mit einem Mitglied der Gruppe eine Informationsreise nach Frankreich machen würde. Er konnte aber kein Französisch, Englisch übrigens auch nicht.

Das war gegen Ende August. Im September ging ich wieder ins Gymnasium, in die Septima (logischerweise der siebte Jahrgang). Zu der Zeit fuhren im Zug schon Juden und Tschechen mit Koffern und Körben vom Grenzgebiet ins Innere des Landes. Meine Mutter hatte Angst, mich fahren zu lassen, aber ich setzte mich bis zu unserer plötzlichen Flucht durch.

Man bemerkte schon Veränderungen in der Einstellung der Bevölkerung. Eines Tages war unsere Gartenmauer mit Hakenkreuzen beschmiert; ein anderes Mal wollte ich mich auf dem Bahnhof auf eine Bank setzen, auf der eines der Bernitzky-Kinder saß - aus einer armen Familie, die bei uns einige Male wöchentlich ihr Mittagessen bekamen. Das Mädchen stand auf und spuckte vor mir aus.

Mein Vater und sein Begleiter kamen begeistert aus Frankreich zurück. Man hatte ihnen in Calvados einen Hof mit sehr günstigem Pachtzins angeboten, "und", meinte mein Vater, "wenn der Spuk mit dem Hitler vorbei ist, sind wir in einer Stunde wieder daheim". Diesmal wurde mein Vater überstimmt, und das Ziel blieb Kanada.

Wie es kam, daß er mit mir eines Tages nach Neuhof fuhr, um sich zu verabschieden, weiß ich nicht; denn wie ich gleich berichten werde, verließen wir Teinitz ganz plötzlich. Genau erinnere ich mich nur daran, daß er gleich nachdem wir aus dem Hof herausgefahren waren, anhielt, und mein großer, starker

Vater den Kopf über das Lenkrad legte und bitterlich weinte. Ich bin sicher, daß der Grund viel weniger die Verantwortung für den Lebensunterhalt vieler Menschen war, als daß es für ihn sehr schwer war, sich von der Heimat zu trennen.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr aus Frankreich, ich glaube, es war am 15. September, klopfte Pepi Loewith, der zur Zeit Soldat und ein Mitglied unserer Gruppe war, früh gegen drei bei uns ans Fenster und sagte, daß er hätte munkeln hören, daß die Nazis an dem Tag etwas gegen die Juden vorhätten.

Wir packten soviel wir konnten in unseren 'Praga Piccolo'. Meine Mutter war für warme Kleidungsstücke, ich für Briefe, Photoalben und meine Schulbücher; denn es war mir, obwohl ich keine besonders gute Schülerin war, wichtig, am Tauser Gymnasium von Kanada aus sozusagen extraterritorial zu maturieren. Ich hatte meinen letzten Teinitzer Krach mit meiner Mutter, wir luden ein paar Bilder ins Auto, Teppiche darauf und fuhren zu unserem Cousin Walter nach Svinar, nicht weit von Prag. Dort kamen wir um sieben Uhr früh an. Ich erinnere mich an wenigstens fünf andere verwandte Ehepaare bzw. Familien, die dort untergebracht und bewirtet wurden. Sie kamen von allen Seiten aus dem Grenzgebiet und aus Wien.

Und dann kam das Münchener Abkommen. Wenn ich mir jetzt die Presse von 1938 ansehe, ist mir klar, daß es schon vorher viele Anzeichen gab, daß uns Frankreich, England und die Sowjetunion schließlich auch, oder erst recht, erbärmlich im Stich lassen würden. Für meinen Glauben an die Anständigkeit der Welt war das Münchner Abkommen der denkbar größte Schock. Von der Zeit an wußte ich, daß man nicht damit rechnen kann, daß Abkommen eingehalten werden, wenn eine Partei sich keinen Nutzen mehr davon verspricht. Ich sehe noch die weinenden Männer in den Straßen von Prag, die Blumen um das Reiterstandbild des heiligen Wenzel.

Am 24. Oktober flogen wir mit einem Teil unserer Gruppe nach Brüssel. Wir konnten nicht mit der Bahn durch Deutschland fahren, weil die Nazis einen Haftbefehl gegen meinen Vater, den angesehensten jüdischen Bürger von Teinitz, erlassen hatten. Bei der Kontrolle am Flughafen in Brüssel sah sich der Beamte unsere Papiere an und sagte nur: "Vierundzwanzig Stunde 'eraus". Mein

Vater war nach England weitergeflogen, um die weitere Reise zu organisieren. Das Problem wurde dann so geregelt, daß wir doch eine Woche bleiben konnten.

Bald waren alle 39 in Brüssel, und wir fuhren von dort nach Antwerpen, wo wir auf das Schiff warteten, das uns nach Harwich in England bringen sollte. Die CPR war für unsere Unterkunft verantwortlich. Man muß sich in dem schäbigen Hotel, wo wir wohnten, einen großen Raum vorstellen, der von dünnen Wänden aus Pappe in kleine Kabinchen unterteilt war, in deren jedem eine Familie schlief. Ich glaube, daß es den anderen meiner Generation ähnlich ging wie mir: Wir waren traurig, daß unser früheres Leben zu Ende war. Aber Sorgen machten wir uns kaum.

In Montreal verabschiedeten wir uns von Lederers, die zu ihrem Freund nach Neu Schottland fuhren, und kamen mit dem Zug am 12. November 1938 um Mitternacht in Hamilton an. Der größte Teil der Gruppe fuhr auf die Farm, nach ihrem früheren Besitzer 'Wren Farm' genannt, die mein Vater und Karl Schleissner im Sommer gepachtet hatten, während wir mit Lustigs, einem Prager Advokaten mit Familie, vorerst in einem kleinen Hotel in Hamilton wohnten. Gleich am ersten Tag fuhren wir auf die Farm hinaus, wo wir Strohsäcke stopften und draußen Kartoffeln und Äpfel auflasen, die dann, in großen Töpfen gekocht, unser Mittagessen waren.

Nach wenigen Tagen zogen wir mit Lustigs auf die 'Van Sickle Farm'. Die früheren Besitzer, die Van Sickles, waren bankrott, blieben aber noch einige Zeit zusammen mit uns, 'to teach us the ropes', wie man sagt.

Ich hatte mir Bankrott immer als etwas Schreckliches vorgestellt, aber die Van Sickles ließen es sich eigentlich sehr gut gehen. Zum Frühstück gab es immer Speck und Eier, Toast, Orangensaft, Marmelade, große Schüsseln Kompott und Kaffee. Die Qualität der anderen Mahlzeiten war kanadisch, d.h. hielt sich in Grenzen, aber das Kochen machte unverhältnismäßig weniger Arbeit als bei uns zu Hause. Meine Mutter, die daran gewöhnt war, nicht nur die Lene, unser Dienstmädchen, zu haben, sondern auch das Ehepaar Wondrasch, das die

Wäsche und den Garten besorgte, mußte auf einmal auch einen oder zwei Knechte versorgen und den Tunichtgut-Sohn von Mr. Colley von der CPR.

Am 3. Januar 1939 kam ich in die Oberschule, 'Central Collegiate' genannt. Ich wohnte anfangs zusammen mit meiner Schwester bei einer Familie in Hamilton für drei Dollar in der Woche. Viele Jahre später habe ich das Notizbuch gefunden, in dem ich mir damals aufschrieb, was ich für Essen ausgab: 5 Cents für Sardinen, etwas mehr für Grieß. Milch, Obst und Kartoffeln bekamen wir von der Farm, wo wir die Wochenenden verbrachten.

Man konnte die Fächer wählen, im Unterschied zum Gymnasium, wo alles vorgeschrieben war. Bald stieg ich in die dreizehnte (und letzte) Klasse auf. Das Leistungsniveau war bedeutend niedriger als im tschechischen Gymnasium, und für die meisten Fächer mußte ich kaum arbeiten. Nur für Englisch, wo gerade 'Macbeth' gelesen wurde, las ich jeden Abend von sechs bis zehn vier Seiten, von denen die Hälfte Fußnoten waren, und sah fast jedes Wort im Wörterbuch nach. Ich weiß, man würde mich auspfeifen, wenn ich das Schülern heute empfehlen würde, aber ich habe so sehr schnell Englisch gelernt. Bald im Frühling bekam ich einen Brief von der McMaster University in Hamilton, die mir ein Stipendium für den Herbst anbot.

Die McMaster University war damals noch eine sehr kleine, streng baptistische Universität, wo Rauchen, Trinken und z.B. auch Tanzen streng verboten waren. Die Professoren waren nach den Statuten 'gute, aktive Christen', und viele Studenten bereiteten sich auf den Pastorenberuf vor. All das war mir so fremd wie ich den Leuten dort. Abgesehen von Herrn Zwetschkenbaum und Tante Sophie hatte ich ja nie wirklich fromme Leute gekannt. Nominell war Böhmen zum größten Teil katholisch, aber was hatte ich davon wahrgenommen? Zu Fronleichnam hatten mich die Dienstboten mit in die Kirche genommen, und wie ich von meiner Familie wußte, mußte man nicht Christ sein, um Weihnachten zu feiern. Also, ich konnte mir nicht zusammenreimen, daß Leute an erstklassigen Universitäten promoviert hatten und von ihrer 'persönlichen Beziehung zu Jesus' sprachen. Aber wenn ich zu einer Gruppe an der McMaster Universität gehörte, dann waren es doch die nachdenklichen christlichen Studenten.

Mein Vater hatte inzwischen Mr. Bray kennengelernt, den Besitzer von riesigen Hühnerbrutstationen. Er lud mich ein, in dem im Tiefparterre gelegenen 'recreation room' seines Hauses zu wohnen, und dafür seine Kinder französisch zu unterrichten und ein bißchen im Haushalt zu helfen. Die Brays sahen zwar bald, daß die Kinder am Französischunterricht völlig uninteressiert waren, aber ich durfte trotzdem bleiben. Besonders Mrs. Bray blieb für mich die Verkörperung des Wortes 'Lady'. Es war eine schöne, harmonische Zeit bei den Brays. An ein Gespräch mit Mr. Bray erinnere ich mich besonders: Er verstand nicht, warum ich mich als Jüdin bezeichne und behauptete, daß die Kanadier unter Juden etwas ganz anderes verstünden, und daß ich sie also fehlinformiere. Was meinte er damit? Als wir nach Kanada kamen, waren fast alle Juden in der Generation meiner Eltern oder deren Eltern Einwanderer aus Polen, Rußland oder Litauen. Die meisten von ihnen waren traditionell religiös und sprachen jiddisch oder englisch mit jiddischem Akzent.

Von der CPR, die eine Art Betreuer für uns blieb, wurde uns eingeschärft, daß wir nicht mit kanadischen Juden in Verbindung treten sollten - sicher weil man nicht wollte, daß diese sich dann bemühen würden, ihre osteuropäischen Verwandten ins Land zu bringen. Einer der Hamiltoner Juden, Morris Silbert, erfuhr aber von uns, besuchte uns auf der Farm mit seinen Verwandten und stand uns mit Rat und Tat zur Seite. In seinen Erinnerungen schreibt er auch über seine erste Begegnung mit uns 'Czechopeople'.

Viele Emigranten hielten unser Studium für Unsinn. Sie zogen aus den Erlebnissen der letzten Jahre die Lehre, daß Juden sich endlich praktischen Berufen zuwenden sollten. Aber auch Mr. Colley von der CPR erschien eines Tages auf der Farm und beschuldigte meinen Vater des Vertrauensbruchs, "weil er seine Tochter auf die Universität schickte". Mein Vater antwortete ihm, daß er uns nicht in die Sklaverei verkauft hätte, und Mr. Colley mußte unterrichteter Dinge abziehen.

Unsere Gruppe, zu der vor dem Ausbruch des Krieges noch viele weitere kamen, denen meist mein Vater die Einwanderungserlaubnis verschafft hatte, verkehrte größtenteils unter sich. Bei den kanadischen Protestanten war damals meist die erste Frage: "What church do you go to?", und die Juden fanden es

befremdend, daß wir nicht koscher aßen und nicht jiddisch konnten. Einmal kam eine Gruppe einheimischer Juden auf eine 'Czechopeople-Farm' zu Besuch, gerade als sie dabei waren, in einem großen Kessel aus einem Schweinskopf Sulz zu machen - das trug nicht gerade zur gegenseitigen Verständigung bei.

Jetzt, fast sechzig Jahre später, ist vieles anders geworden; aber in den frühen vierziger Jahren, als mein Vater Verwalter einer Farm bei Brantford war, war meine Mutter wohl die einzige von 'unseren Leuten', die nicht nur mit ihnen, sondern auch mit Frauen aus der Brantforder jüdischen Gemeinde und mit der angelsächsischen 'Society' verkehrte.

Aber zurück zum Anfang in Kanada: Nicht wenige von den Juden aus Böhmen gaben sich zunächst als Katholiken aus. Daß Katholiken in Ontario auch nicht sehr beliebt waren, wußten sie wohl nicht - aber schließlich konnten sie nicht behaupten, daß sie als Methodisten oder Anglikaner eingewandert seien. Die, die Juden blieben, schlossen sich zuerst lose, aber später, besonders im Falle meiner Verwandten, immer intensiver der Reformsynagoge an: Heute gehört die nächste und übernächste Generation meiner Verwandten zu den Säulen dieser Gemeinde.

Meine Verwandten in Kanada haben viel positivere Gefühle Kanada gegenüber als Emigranten in den USA, mich eingeschlossen, ihrer nun schon lange nicht mehr neuen Heimat gegenüber. Jedenfalls Ontario, der Teil Kanadas, den sie kennen, ist inzwischen viel kosmopolitischer geworden und hat viele soziale Errungenschaften, zu denen es die USA wahrscheinlich nie bringen werden. Ich selbst pendle zwischen meinen verschiedenen Heimaten, und wenn ich nach Böhmen fahre, bekomme ich Herzklopfen.

Autorenhinweise

Georg G. Iggers, Ph.D., Prof. für europäische Geistesgeschichte und Historiographie; geb. 1926 in Hamburg, jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens; Volksschule in Hamburg 1933-36, Talmud Tora (Hamburg) 1936-37, israelitisches Waisenhaus und Erziehungsanstalt Eßlingen, 1937-38. Emigration mit den Eltern in die USA Oktober 1938. High school, Richmond, Virginia, dann University of Richmond, B.A. (Romanistik) 1944. Aktiv in der studentischen Bürgerrechtsbewegung gegen Rassentrennung. M.A., University of Chicago 1945 (Germanistik) mit einer Arbeit über Heinrich Heine und die Saint-Simonisten. Studium der Soziologie und Philosophie an der New School for Social Research, New York (University in Exile) 1945-46 sowie an der University of Chicago 1946-48 (History of Culture); Promotion 1951 mit einer Diss. über die politische Philosophie der Saint Simonisten. Heirat 1948 mit Wilma Abeles.

Instructor of German and Humanities, University of Akron 1948-50. 1950-56 Associate Professor of History and Modern Languages am (schwarzen) Philander Smith College in Little Rock (Arkansas). Chairman des Education Committee 1951-1956 und des Executive Committee der Little Rock Branch der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP). 1953-56 Visiting Professor, University of Arkansas. 1957-1963 Associate Professor, dann Professor an der (schwarzen) Dillard University in New Orleans, gleichzeitig Visiting Professor an der Tulane University. 1960-61 Guggenheim Fellow in Paris, 1961-62 Guggenheim und Rockefeller Fellow in Göttingen. Chairman des Education Committee der New Orleans Branch der NAACP, 1957-60 und 1962-63. 1962-63 Co-chairperson des New Orleans Council for Peaceful Alternatives. 1963-1965 Associate Professor of History, Roosevelt University, Chicago; seit 1965 Professor, dann seit 1978 Distinguished Professor of European Intellectual History, State University of New York at Buffalo. Aktiv in Buffalo in der Bewegung gegen den Vietnam-Krieg, Mitbegründer der Beratungsstelle für Kriegsdienstverweigerer. Chairman

des Education Committee der Buffalo Branch der NAACP (1965-1975), bis heute Mitglied des Board of Directors. Seit 1961 häufige Aufenthalte in Göttingen, seit 1966 auch in Leipzig. National Endowment for the Humanities Fellow 1971-72 und 1978-79 in Göttingen und 1985-86 in Leipzig und Göttingen; gleichzeitig 1971-72 und 1978-79 Honorary Fulbright Fellow. Historische Kommission zu Berlin Sommer 1985, Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Bielefeld 1986-87. Gastprofessuren University of Rochester 1970-71, TH Darmstadt Sommer 1991, Universität Leipzig Sommer 1992; Gastwissenschaftler am Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien Sommer 1993. Fellow am Woodrow Wilson International Center of Scholars, Washington, DC 1993-94; Alexander-von-Humboldt Stiftung (Forschungspreis) am Max-Planck-Institut für Geschichte 1995 und 1996. Wahl zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR 1990; Mitherausgeber der *Storia della Storiografia* seit 1990; Mitherausgeber der *German Studies Review* seit 1985 sowie der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft seit 1994.

Allg. Arbeitsgebiete: Vergleichende Historiographiegeschichte, Schwerpunkt Europa seit dem 18. Jahrhundert; Geschichte der politischen Ideen. Buchveröffentlichungen (neben zahlreichen kleineren Studien und Beiträgen zu Sammelwerken) u.a.: -, *The Cult of Authority. The Political Philosophy of the Saint-Simonians*, Den Haag 1958 (2. Ausg. 1970); - (Hg.), *The Doctrine of Saint-Simon*, Boston 1958 (2. Ausg. New York 1972); -, *The German Conception of History. The National Tradition of Historical Thought from Herder to the Present*, Middletown 1968 (2. Ausg. 1983; dt. Ausg. u.d. Titel: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, München 1971, überarb. Ausg. 1972, 1976; ungarische Übers. 1988); - (Hg.), *Leopold von Ranke. The Theory and Practice of History*, Indianapolis 1973; -, *New Directions in European Historiography*, Middletown 1975; (Übersetzungen ins Italienische, Dänische, Chinesische, Koreanische, Japanische, Griechische; erw. dt. Ausg. u.d. Titel: *Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft*, München 1978); - (Hg.), *International Handbook of the Historical Sciences*, Westport 1979 (Übers. ins Chinesische); - (Hg.), *The Social History of Politics. Critical Perspectives in West German Historical Writing Since 1945*, London 1985; - (Hg.), *Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline*,

Syracuse 1990; - (Hg.), *Marxist Historiography in Transformation. New Orientations in Recent East German History*, Providence/Oxford 1991 (dt. u. engl. Ausgabe, u.d. Titel: *Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte*, Frankfurt 1991); -, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 1993 (spanische, japanische, chinesische Übersetzungen, erw. amerikan. Ausgabe i. Vorb.).

Wilma A. Iggers, geb. Abeles, Ph.D., Prof. em. für Germanistik; geb. 1921 in Mirkov, Böhmen; Jüdin, Eltern Landwirte; deutschsprachig aufgewachsen; Besuch der deutschen Grundschule in Horsovsky Tyn (Bischofteinitz) und des tschechischen Gymnasiums in Domazlice (Taus). Emigration 1938 kurz nach dem Münchner Abkommen nach Kanada, wo die Eltern wieder in der Landwirtschaft tätig werden. Studium des Französischen und Deutschen an der McMaster University, Hamilton, Ontario, B.A. 1942; M.A. (Germanistik) 1943 an der University of Chicago mit einer Arbeit über den Egerländer Dialekt. Anschließend Tätigkeit für die kanadische Zensur in Ottawa (Zensur der Briefe von deutschen Kriegsgefangenen). Weiteres Studium in Chicago 1944 und 1946-1948; Promotion 1952 mit einer Diss. über Karl Kraus. Lehrtätigkeit: University of New Brunswick (Kanada) 1946; University of Illinois in Chicago und Indiana University, Gary 1947-1949, University of Akron und John Carroll University (Cleveland) 1949-50. Heirat mit Georg Iggers 1948. Drei Kinder, Jeremy (1951), Daniel (1953), Jonathan (1955).

Umzug mit Georg G. Iggers 1950 nach Little Rock, Arkansas, wo beide 1950-1956 am Philander Smith College unterrichten und aktiv in der Bürgerbewegung gegen die Rassentrennung sind. 1956-1957 nehmen beide Gastdozenturen an der University of Arkansas wahr; 1957-60 und 1962-63 Dillard University, New Orleans und gleichzeitig Tulane University. 1960-61 Forschungsaufenthalt mit Familie in Frankreich, 1961-62 erster längerer Aufenthalt in Göttingen. 1963-1965 Associate Professor of German an der Loyola University (Chicago); 1965-1991 Associate Professor, dann Professor of Modern Languages, Canisius College, Buffalo (Bundesstaat New York). Aktiv in der Anti-Vietnam-Bewegung; 1968-69 Präsidentin der Internationalen

Frauenliga für Frieden und Freiheit für Buffalo. Häufige weitere Aufenthalte in Göttingen, DAAD Stipendium 1978; Stipendium der American Philosophic Society 1979. IREX-Stipendium Leipzig 1985.

Allgemeine Forschungsgebiete: Deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts, deutsch- und tschechischsprachige Literatur in Böhmen und Mähren des 19. und 20. Jahrhunderts; Geschichte der Juden in Böhmen und Mähren seit der Aufklärung; Frauen im multikulturellen Prag. Buchveröffentlichungen u.a.: -, Karl Kraus. A Viennese Critic of the Twentieth Century, Den Haag 1967; -, Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch, München 1986 (amerikan. Ausg. u.d. Titel: The Jews of Bohemia and Moravia, Wayne UP, Detroit 1993); - (Hg.), Josef Seligmann Kohn, Der jüdische Gil Blas, München 1993; -, Women of Prague. Ethnic Diversity and Social Change from the 18th Century to the Present, Providence/Oxford 1995. Aufsätze und Rezensionen über Karl Kraus, DDR-Literatur, moderne tschechische Literatur, Juden in Böhmen und Mähren in verschiedenen amerikanischen, deutschen und tschechischen Zeitschriften.